

Paul Nolte

Die Verfassung des Deutschen Reiches - im Kern die des Norddeutschen Bundes von 1867 - war nicht mehr als ein Organisationsstatut, insofern war sie kurz und zudem war die dunkel, sie ließ vieles

LEBENS WERK

Thomas Nipperdeys

DEUTSCHE GESCHICHTE

Biographie eines Buches

wie von kritischen Historikern wenig geliebt und gern an den Rand geschoben wird, ein Bundesstaat. Das war eineswegs die, aber doch eine zentrale Tatsache seiner Existenz. Das hieß wie in jedem föderalistischen System - zunächst: Die Einzelstaaten hatten ihre eigene Hoheit, ihre eigenen Aufgabebereiche und Zuständigkeiten. Sie waren - mit wenigen Ausnahmen - Träger der Verwaltung, einschließlich des Justiz- und des Schulwesens, ihre eigenen Steuern, ihre eigene Steuerpolitik - de facto das Monopol auf direkte Steuern, ihre eigenen Finanzen. Daß Württemberg und vor allem Bayern noch einige Sonder(Reservat)rechte hatten,

bestimmungs, zugehör der
rationalismus, der Bundessta
[Ausdruck des
misses der vorw
Kräfte der Zeit
die Einheit des IV
bleibshalten
zwischen Hegemo
zwischen der
zwischen
Bürgerk
seits, zwischen
unter Tradition
Modernität, ei
Bismarcks K
re über from
Modernität
habe Die Ver
war nicht viel

C.H.BECK

PAUL NOLTE

LEBENS WERK

Thomas Nipperdeys Deutsche Geschichte –

Biographie eines Buches

C.H.BECK

Mit 9 Abbildungen

1. Auflage. 2018

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Manuskriptseite „Deutsche Geschichte“;

Nachlass Thomas Nipperdey

ISBN Buch 978 3 406 72141 0

ISBN eBook 978 3 406 72142 7

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

Inhalt

I. Prolog: Drei dicke Bände – wo kommt das her?	7
II. Die Fabrikation von Erkenntnis: Wissen und Werk in den Geisteswissenschaften	17
III. Das Leben davor: Bürgerliche Jugend, Karriere, Politik	28
IV. Der Entschluss zum Werk und der Raub eines Halbbandes	53
V. Immer wieder Siedler: Wie der Text nicht zum Buch findet	69
VI. München leuchtet, schwarz wie Craig: Bürgerwelt und starker Staat	95
VII. Weiterschreiben: Die Bände zum Kaiserreich	110
VIII. Gipfel und Hügel, Opus und Opuscula	137
IX. Handschrift und Helfer: Vom Schreiben und Umschreiben	158
X. Arbeit am Antipoden: Hans-Ulrich Wehler – Konkurrenz und Intertextualität	192
XI. Wettlauf mit der Lebenszeit: Der Abschluss des dritten Bandes	219
XII. Von Rezensionen und Preisen: Die Konstruktion von Reputation	238
XIII. Übersetzungen: Schwierige Proliferation	267
XIV. Der Tod des Autors und das Weiterleben des Werkes	279
XV. Nach dem großen Werk: Zwischen Kanon und Vergessen	296
Nachwort und Dank	313
Abkürzungsverzeichnis	316
Anmerkungen	317
Quellen- und Literaturverzeichnis	350
Personenregister	365

I. Prolog: Drei dicke Bände – wo kommt das her?

Da steht ein Buch im Regal – nein, drei Bücher, an gleichem Format und gleicher Beschriftung auf dem Umschlag unschwer als zusammengehörig zu erkennen, als drei Bände eines einzigen Werkes. Drei dicke Bände sind das, gut sechzehn Zentimeter Regalplatz nehmen sie ein: im heimischen Wohn- oder Arbeitszimmer ein repräsentativer Blickfang, während Bibliotheken inzwischen scharf kalkulieren, welche Kosten jeder Zentimeter Regalplatz verursacht. Man könnte das Buch auch auf einem Server ablegen, und wäre es dann nicht viel leichter und universeller zugänglich? Wenn man die Sprache von Büchern zu lesen gelernt hat, die sich in ihrer «Ausstattung», wie die Fachleute sagen, schon äußerlich manifestiert, ist schnell klar: Das ist keine Romantrilogie, keine Reihe von Kochbüchern oder Lebensratgebern. Es ist ein wissenschaftliches Werk, die gelehrte Leistung eines Professors, die dennoch nicht im Elfenbeinturm bleiben will, sondern in die Wohnungen eines gebildeten und neugierigen Publikums strebt. Geschichte, der Blick in die eigene oder eine fremde Vergangenheit, geht da immer gut, bei Zahnärzten und Lehrerinnen, bei Pfarrern, Juristinnen und Ingenieuren. Auf allen drei Bänden steht derselbe Name: Thomas Nipperdey. Das ist der Autor. Und der Titel: Deutsche Geschichte, mit einer Zeitangabe: 1800–1866 auf dem ersten Band, 1866–1918 auf den beiden anderen. Deutsche Geschichte von der Zeit der Französischen Revolution und Napoleons bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, der bereits hundert Jahre zurückliegt.

Wo kommt das her? Der Ingenieur würde vielleicht sagen: Das ist doch klar, aus der Druckerei, der Buchbinderei, die Bücher technisch und materiell produzieren. Aus dem Verlag, würden andere sagen, also der Schnittstelle zwischen dem Autor und seinen Lesern, zwischen Wissenschaft und Publikum, zwischen geistiger Leistung und Marktprodukt. «Verlag C.H.Beck» steht dezent, aber auch nicht ganz unauffällig auf allen drei Büchern. Die Juristin kennt das Münchner Haus von ihren Gesetzessammlungen; andere wissen: Es gibt auch einen geistes- und kulturwissenschaftlichen Zweig, bei dem einem Adjektive wie seriös und prestigereich einfallen. Wo kommt das her? Aus der Feder des Autors, aus der vermutlich langjährigen Schreibarbeit

Thomas Nipperdeys. Oder nicht vielmehr aus seinem Kopf, aus unzähligen neuronalen Verknüpfungen, die in ihrer Summe das Wissen dieses Buches generiert haben? Aber es ist ja kein Roman, und Wissenschaft keine Kopfgeburt eines Individuums. Solch ein Werk, solch eine Gesamtdarstellung vielfältig verzweigten Spezialwissens ist eine «Summe der Forschung», wie man im akademischen Jargon früher sagte. Es kommt also aus der Anstrengung Vieler, bei denen sich der Autor Thomas Nipperdey bedient hat: aus dem komplexen sozialen Netzwerk, welches Wissenschaft erst konstituiert, und aus den Interessen und Erkenntnissen, die dieses Netzwerk der Wissenschaft zu einer bestimmten Zeit produziert – und gegenüber anderen möglichen Erkenntnissen präferiert – hat. Das kann ich Dir sagen, wo das herkommt, meint wieder ein Anderer, schlägt die Bände auf und zeigt auf die Erscheinungsjahre: 1983, 1990 und 1992. In dieser Zeit erwachte in Deutschland ein neues Interesse an der Geschichte, an dem, was die eigene Nation und Gesellschaft ausmacht zunächst angesichts der zementiert scheinenden Teilung, dann der überraschenden Wiedervereinigung. Überhaupt ist das sehr deutsch: das große Werk als Krone der Wissenschaft.¹ Wo kommt das her? Aus vielen Quellen, und der Pfarrer würde womöglich vorsichtig hinzusetzen: auch aus solchen, die rational nicht verfügbar oder erklärbar sind – der Autor Thomas Nipperdey hätte dem zugestimmt.

Das Buch ist nicht irgendeines. Es hat Preise gewonnen, seinem Verfasser Ruhm eingebracht und auch Geld. Es ist ein «Standardwerk», auf das man sich beziehen kann, das verlässliche Informationen liefert, mit dem sich Studierende auf die Prüfung vorbereiten können. Aber populär wie Harry Potter ist es nicht, und den Höhepunkt seines Ruhmes und seiner Bekanntheit hat es vermutlich längst überschritten. Als es vor rund drei Jahrzehnten erschien, stand sein Stoff im Zentrum der universitären und schulischen Lehrpläne, und häufig sogar im Mittelpunkt öffentlicher und politischer Debatten wie im «Historikerstreit» der Jahre 1986/87. Die Deutschen galten damals als historisch verunsichert. Sie suchten eine «Identität», wie man häufig sagte, im Angesicht der nationalsozialistischen Vergangenheit, deren realer Schrecken und tief traumatische Wirkung mehr als eine Generation nach ihrem Ende überhaupt erst zu Bewusstsein kam. Wie kam es dazu, zum 30. Januar 1933, zur Preisgabe der Demokratie, zur Errichtung einer Herrschaft von Gewalt und Krieg, zu Terror und Massenmord? Der Blick richtete sich in die Geschichte: Da muss doch etwas schiefgelaufen sein, in den Jahrzehnten davor, in der Zeit des Kaiserreichs, im 19. Jahrhundert einschließlich der weithin gescheiterten Revolution

von 1848/49. Was machte Deutschland anders als Frankreich, England oder die USA, also die westlichen Siegermächte, die nach 1945 zu leuchtenden Vorbildern eines besseren Weges in die liberale Demokratie stilisiert wurden?

Andererseits: Ging denn das 19. Jahrhundert in der Vorgeschichte des Nationalsozialismus auf, erst recht in der Vorgeschichte von «Auschwitz», wie man damals noch metaphorisch (und im Unwissen über viele der realen Mordvollzüge) für den Holocaust sagte? Der Ausgang der Geschichte war doch 1849 oder 1871 oder auch 1918 nicht festgelegt, nicht determiniert. Und welche Leistungen, welche Fortschritte hatte das 19. Jahrhundert gebracht! Das setzte das Leitmotiv für Thomas Nipperdeys Darstellung dieser Zeit. Da waren die stürmische soziale und wirtschaftliche Entwicklung und die technischen Leistungen, die den Alltag zumal in den großen Städten revolutionierten – das Leben in Berlin am Vorabend des Ersten Weltkriegs glich eher dem ein Jahrhundert später als hundert Jahre zuvor. Da waren die wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen, von den bildenden Künsten, der Musik, dem Theater bis zum Aufstieg der deutschen Geistes- und Naturwissenschaften zu einer weltweit führenden Position im späten Kaiserreich. Aber da waren auch vielschichtige politische Verhältnisse, in denen Obrigkeitsstaat, Autorität und Gehorsam mit beginnender Massenpartizipation und einer relativ liberalen Öffentlichkeit zusammengingen.

Das konnte doch nicht bloß eine Vorleistung für Hitler gewesen sein, dem gewissermaßen nicht nachträglich, aus der Perspektive der demokratischen Bundesrepublik, die Macht über alle Vorgeschichte von 1933 überlassen werden sollte! Thomas Nipperdey konnte den «Schattenlinien» des deutschen 19. Jahrhunderts, wie er es in seinem Buch nannte, nicht ausweichen und versuchte doch, diese Epoche anders zu würdigen: aus ihrem eigenen Recht und Selbstverständnis (also «historistisch», wie er es auch selber bezeichnete) ebenso wie mit den Augen des Bürgertums, dessen Leistungen er mit seinem Buch würdigen und gegenüber der Anti-Bürgerlichkeit, die er an der Achtundsechziger-Bewegung kritisierte, verteidigen wollte. «Bürgerwelt und starker Staat»: Der Untertitel des ersten Bandes über die Zeit von Napoleon bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes brachte das Leitmotiv des gesamten Werkes auf eine bündige Formel.

Als Historiker und besonders in seinen geschichtstheoretischen Schriften tritt Nipperdey für das Ideal der «Objektivität»: eine Idealvorstellung der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert, die durch den Aufstieg der Naturwissenschaften zusätzliche Plausibilität gewinnen konnte. Dann bedeutete

Objektivität nicht, wie bei Leopold von Ranke, sich möglichst vorurteilsfrei und umfassend auf die Quellen und das gesamte Webmuster der Vergangenheit einzulassen, sondern Wissen mit dem Anspruch auf Reproduzierbarkeit zu generieren: Ein anderer an meiner Stelle müsste im Prinzip dasselbe herausfinden und es ähnlich darstellen. Aber hier befand sich Thomas Nipperdey in einem ständigen und mehrfachen Konflikt. Da war der Konflikt mit seiner eigenen bildungsbürgerlichen Prägung und Weltsicht, die eine Archäologie des Bürgerlichen im 19. Jahrhundert zugleich zu einer Rechtfertigung gegen Kritiker seiner eigenen Zeit machte, ja sogar zu einer Suche nach den Wurzeln der eigenen Lebensweise und des eigenen Selbstverständnisses. Da war die zutiefst politische Neigung Nipperdeys, eines *political animal*, an dessen Leidenschaft für die Gegenwart sich die nüchterne, gewissermaßen keimfreie Betrachtung der Vergangenheit immer wieder brach. Und da war die Zerrissenheit seines eigenen Urteils über die deutsche Geschichte der jüngsten Zeit, denn auch wenn er sich vorwiegend an einer «kritischen» Sicht auf das 19. Jahrhundert rieb und Kontinuitäten in den Nationalsozialismus durchaus kämpferisch und polemisch zurückwies, wusste er doch, dass seine wissenschaftlichen und politischen Gegner nicht in allem falsch lagen und die kritische Sicht in sein Bild einer vielfältig abgeschattierten, von den Grautönen dominierten Geschichte einzufügen sei. Und nicht zuletzt: Als Bildungsbürger, als Geschichtspräsident, als Gelehrter in seiner Zeit wollte er den Individualismus nicht preisgeben – auch nicht in dem, was seine Arbeit betraf und erschuf: ein großes Werk, das eben nicht jeder andere genauso hätte schreiben können. Leben, Werk und Wissen gingen eine unauflösliche Verbindung ein, die sich in den Geisteswissenschaften noch markanter und konstitutiver zeigt als in den Naturwissenschaften.

Thomas Nipperdey wurde 1927 in Köln geboren und wuchs in sicheren bürgerlichen Traditionen und Verhältnissen auf. Sein Vater war der berühmte Arbeitsrechtler Hans Carl Nipperdey, seit 1925 Professor an der rheinischen Stadtuniversität und seit 1954 erster Präsident des Bundesarbeitsgerichts. Er promovierte in Philosophie – das prägte seinen Zugang zur Geschichte auch später – und habilitierte sich 1961 für Neuere Geschichte. Nach einer ersten Professur an der Technischen Hochschule Karlsruhe kam er 1967 an die Freie Universität Berlin, als die Studentenproteste gerade ihren Höhepunkt erreichten. Nipperdey, der sich wie die meisten in seiner Generation als Reformversteher verstand und die Demokratie der jungen Bundesrepublik weiterentwickeln wollte – sogar als aktives Mitglied der SPD –, stritt gegen den



Porträtfoto Thomas Nipperdey, 1980

überschießenden Aktionismus, den revolutionären Gestus und die radikale Systemfeindschaft der Westberliner Achtundsechziger und wechselte 1971 enttäuscht und ermüdet ins ruhigere München. Hier setzte er seine politische Aktivität fort, aber begann sich zunehmend zu fragen, was denn, außer Aufsätzen und Gelegenheitsarbeiten, sein nächstes und wichtiges Werk, auch in der Perspektive einer gesamten Lebensplanung, sein sollte. Um 1977 begann die Arbeit am ersten Band der Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Gut ein Jahrzehnt später traf ihn eine schwere Krebserkrankung. Immer mehr wurde ihm selber klar, dass seine Lebenszeit begrenzt sein würde. Die Fertigstellung des Werkes und seines dritten Bandes gewann absoluten Vorrang in der Lebensplanung; Lebenszeit und Werkzeit konvergierten am Anfang der 1990er Jahre auf dramatische Weise. Als Thomas Nipperdey am 14. Juni 1992 starb, hatte er gerade noch ein Vorexemplar des abschließenden Bandes erhalten.

«Habent sua fata libelli», Bücher haben ihre Schicksale: Dieses lateinische Sprichwort aus einer Zeit lange vor der Erfindung des Buchdrucks, das der Börsenverein des Deutschen Buchhandels 1888 zu seinem Wahlspruch machte, könnte man als Motto auch dieses kleinen Buches über ein großes Buch, ein «Opus magnum», wie man wiederum lateinisch gerne sagt, verstehen. Das Buch, ob als wissenschaftliches oder als literarisches Werk, ist ohne das Leben des Autors nicht vorstellbar. Aber dies ist keine Biographie Thomas Nipperdeys, sondern der Versuch einer «Biographie des Buches», nämlich seiner dreibändigen Deutschen Geschichte, in ihrem gesamten Lebenszyklus von der Konzeption über das Schreiben und Publizieren bis zur Rezeption und ihrem – nein, nicht Tod, aber Absinken in die Sedimentation der Wissenschaftsgeschichte irgendwo zwischen Kanonisierung und Vergessen, zwischen der beständigen Referenzierung als Standardwerk und der zunehmenden Vergleichgültigung dessen, was dieses Buch weiß, im Lichte anderer Interessen und fortlaufend neu produzierter Bücher.

Anders als in der Biographie eines Menschen, die bei aller Aufmerksamkeit für die zeitbedingten Umstände des Lebens doch die Besonderheit und Einmaligkeit gerade *dieses* Lebens darstellen will, geht es hier um eine Studie in exemplarischer Absicht: Woher kommt das – wie eigentlich entsteht nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern in den Geisteswissenschaften (und vielleicht sogar darüber hinaus) ein großes Werk, ein bedeutendes Buch, ein wissenschaftliches Lebenswerk? Man hätte also auch ein anderes Beispiel wählen können: auch das einer anderen Zeit – etwa des 19. Jahrhunderts – oder eines anderen Landes, einer anderen Wissenschaftskultur. Thomas Nipperdeys Buch in exemplarischer Perspektive zu untersuchen bedeutet nicht, es seinem historischen und kulturellen Kontext zu entreißen; im Gegenteil. Man könnte sich auch einen anderen, einen umfassenden und systematischen Zugriff auf das Thema vorstellen: ein Dutzend Bücher und Autoren verschiedener Epochen und Weltregionen im Vergleich. Doch das hätte die Kapazität dieses Autors überstiegen, zu dessen Lebenswerk das Projekt jedenfalls nicht werden sollte. Gleichwohl wird versucht, das Beispiel einzuordnen und Seitenblicke auf andere wissenschaftliche Werke und andere Autoren zu werfen.

Für die Wahl eines historischen Werkes sprach, dass die Geschichtswissenschaft eine Leitdisziplin der *Humanities* ist, nicht nur nach ihrer Größe, sondern auch hinsichtlich ihrer öffentlichen, über die akademische Sphäre weit hinausreichenden Bedeutung. Außerdem hat sie die Orientierung auf das Buch als maßgebliche Form der Repräsentation von Wissen bis heute stärker

beibehalten, als das in anderen Geisteswissenschaften inzwischen der Fall ist. Für die Fallstudie zu Thomas Nipperdey wiederum sprach nicht zuletzt ein pragmatischer Grund: die ausgezeichnete Quellenlage, vor allem in dem bisher noch kaum erschlossenen Nachlass des Historikers. Dieses Material ermöglichte es, zusammen mit anderen Quellen, die meisten Facetten der «Biographie des Buches» sehr konkret zu rekonstruieren. Die Überlieferung verschiedener Fassungen des Manuskripts erlaubte detaillierte Einblicke in den Prozess der Konstituierung von Wissen im Schreiben. Und vor allem gestattete es eine sehr dichte Korrespondenz, nicht zuletzt mit den Verlagen, die mit Nipperdeys Werk befasst waren, das Itinerar des Buches, die Motivationen des Autors und seine Arbeitsweise darzustellen. Wenn Thomas Nipperdey an andere schrieb, schrieb er oft zugleich an sich selber; er hielt sich den Spiegel vor und legte sich Rechenschaft über seine Absichten, über das schon Geleistete und die nächsten Schritte der Arbeit an dem Buch ab. Um das möglichst plastisch werden zu lassen, wird an Details und auch an wörtlichen Zitaten nicht gespart.

Wie also entsteht ein großes Werk, ein Opus magnum in der Geschichte, in den Geisteswissenschaften? Kann man sich das vornehmen, oder ist es eine Zuschreibung durch Dritte? Was bedeutet es, wenn man von einem «Klassiker» oder einem «Standardwerk» spricht? Ist da ein geistiger Übermensch am Werk? Es geht um die Dekonstruktion des Genialischen, aber auch um die Kritik jener bloß «technischen» Epistemologie, von der schon Max Weber in seinem berühmten Vortrag über «Wissenschaft als Beruf» vor beinahe hundert Jahren etwas abschätzig sprach.

Es ist ja wohl heute in den Kreisen der Jugend die Vorstellung sehr verbreitet, die Wissenschaft sei ein Rechenexempel geworden, das in Laboratorien oder statistischen Kartotheken mit dem kühlen Verstand allein und nicht mit der ganzen «Seele» fabriziert wird, so wie «in einer Fabrik». Wobei vor allem zu bemerken ist: daß dabei meist weder über das, was in einer Fabrik, noch was in einem Laboratorium vorgeht, irgendwelche Klarheit besteht. Hier wie dort muß dem Menschen etwas einfallen, damit er irgend etwas Wertvolles leistet. Dieser Einfall aber läßt sich nicht erzwingen. Mit irgendwelchem kalten Rechnen hat er nichts zu tun.²

Die Einfälle wiederum lassen sich schwer aus den Quellen belegen. Wohl aber lassen sich die «Fabrik» und das «Laboratorium» etwas genauer unter die

Lupe nehmen, was für die Geisteswissenschaften trotz des neueren Booms der Wissenschaftsgeschichte, die jedoch in der Regel am Beispiel der Naturwissenschaften arbeitet, bisher viel zu selten geschehen ist. So kann der Eindruck von der Geschlossenheit und Zwangsläufigkeit eines Werkes durchbrochen werden. Die Kontingenzen treten hervor – es hätte auch ganz anders kommen können.

Die sozialen und kulturellen Kontexte der wissenschaftlichen Arbeit und des Schreibens gewinnen an Bedeutung. Der Autor ist in soziale Netzwerke eingebettet, auch bei einem so individuellen Vorhaben, das weit entfernt war von den heutigen Maßstäben der Verbundforschung und des wissenschaftlichen Networking: in die Familie, in den Kreis der eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, in die Fachkollegenschaft, die Bezüge zum Verlag und zum Publikum außerhalb der Universität. Auch gibt es den Bezug auf Tote, auf Vorgänger, die – wie in diesem Fall die Historiker Heinrich von Treitschke und Franz Schnabel – viel früher ein ähnliches Werk in Angriff nahmen, es aber nicht vollenden konnten.

Die Produktion des Wissens vollzieht sich in komplizierten zeitlichen Ökonomien: von der langfristigen Planung der Lebenszeit, die für Arbeit und Schreiben verbleibt, bis zur Rhythmisierung der Produktion im Tagesablauf. Auch die materiellen Ökonomien spielen eine wichtige Rolle. Ein großes Geschichtswerk, das auf ein breiteres Publikum zielt, ist ein Geschäftsmodell, nicht nur für den Verlag. Wohl keinen Autor lässt die Aussicht auf ein stattliches Honorar kalt – wie ist Thomas Nipperdey damit umgegangen, und in welchem Verhältnis standen Geld und Wissen, Markt und Episteme zueinander? Das Schreiben eines umfangreichen Buches, gar eines mehrbändigen Werkes mit zusammen mehr als zweieinhalbtausend eng bedruckten Seiten ist ein komplizierter und vielschichtiger Prozess, der sich individuell vollzieht ebenso wie in sozialer Koproduktion mit anderen Akteuren. Das wurde in diesem Fall wegen der schweren Krankheit und des Zeitdruckes zum Abschluss besonders wichtig – aber auch, weil Thomas Nipperdey von vornherein zu den Wissenschaftlern gehörte, die an einem Text in vielen Stufen und in der Rückkopplung mit Dritten arbeiten. Solche Rückkopplungseffekte stellen sich auch durch Rezensionen her, deren Kritik man beim Weiterschreiben bedenkt, durch die Zumessung von Reputation oder durch besondere Konkurrenzverhältnisse. Thomas Nipperdey schrieb gegen einen fachlichen Antipoden und Konkurrenten, den Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler, der zur gleichen Zeit unter ähnlichen und doch gegensätzlichen Prä-

müssen an einem mindestens ebenso umfassenden Werk zur neueren deutschen Geschichte schrieb.

Das Ziel ist kein Blick durchs Schlüsselloch, auch wenn gelegentlich Umstände des Lebens oder der Werkproduktion ebenso offen wie nüchtern angesprochen werden, die in den üblichen Darstellungen der Wissenschafts- oder Fachgeschichte nicht vorkommen. Wohl aber geht es um den Versuch einer Entschlüsselung von Geschichtsschreibung. Die klassische Historiographiegeschichte konzentriert sich zumeist auf eine Interpretation des Werkes im Kontext größerer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge und fachwissenschaftlicher Paradigmen wie des Historismus oder des *Cultural Turn*, oder auf die Rekonstruktion des Fortschritts in der Erkenntnis bestimmter Themenfelder. Das wird in diesem Buch nicht ganz ausgeblendet, aber die längst umfassend behandelten Kontroversen zwischen Historismus und Historischer Sozialwissenschaft oder über die Interpretation des Deutschen Kaiserreichs von 1871, an denen Thomas Nipperdey zweieinhalb Jahrzehnte lang führend beteiligt war, brauchen hier nur gestreift zu werden. Andere Ebenen treten in den Vordergrund: zum einen die komplexe soziale und kulturelle Konstruktion von Geschichtsschreibung, zum anderen eine tiefere Struktur, eine Art Grammatik der epistemischen ebenso wie der sozialen Konstituierung von historischem Wissen und seinem Machtanspruch im Fach und in einer breiteren Öffentlichkeit.

Man könnte von einer Archäologie der geisteswissenschaftlichen Arbeit im späten 20. Jahrhundert am Beispiel der Deutschen Geschichte Thomas Nipperdeys sprechen. Die Produktion eines gelehrten Werkes vollzieht sich hier fast noch in ihrer «klassischen» Form, wie sie sich seit dem Aufstieg der modernen Geisteswissenschaften im mittleren und späten 19. Jahrhundert, nicht zuletzt in Deutschland, herausgebildet hat. Zugleich stand sie in dieser Zeit am Beginn einer Transformation, die bis in unsere Zeit anhält und sich vermutlich fortsetzen wird: geprägt von der Digitalisierung – auch Thomas Nipperdey wechselte noch zu Computerdateien –, der Internationalisierung und Globalisierung von Wissenschaft – die englische Übersetzung Nipperdeys erwies sich noch als ein gewaltiges Problem – und vor allem einem Formwandel geisteswissenschaftlicher Arbeit, der im Übergang vom Einzelforscher in das Forschernetzwerk nicht aufgeht: Bis ins späte 20. Jahrhundert arbeitete man für sich alleine bis zur Publikation; dann erst standen die Ergebnisse der Arbeit in der *Academic Community* zur Debatte. Inzwischen wird über Forschung als Prozess kommuniziert, und wenn ein Buch er-

scheint, sind seine Methoden und Ergebnisse – selbst im Falle einer Dissertation – in der Regel schon vielfach auf Workshops und Colloquien, durch *Calls for Papers* und in Internetforen besprochen worden. Zugleich ist keineswegs ausgemacht, dass das gedruckte Buch, auch die Monographie als klassische Einzelleistung, ihre Bedeutung in den Geisteswissenschaften verlieren werden.

Angesichts dieser Melange aus Transformation und Kontinuität, aus tiefgreifendem Wandel und möglichem Fortbestand von spezifischen Arbeitsweisen der Erkenntnis ebenso wie von besonderen Verbreitungsformen des Wissens will dieses Buch auch einen exemplarischen Beitrag zur Situationsbestimmung der Geisteswissenschaften leisten: mit der Rekonstruktion des «Labors» der geisteswissenschaftlichen Arbeit als Ort, der weit über Archiv, Bibliothek und Schreibtisch hinausreicht und vielleicht besser als Netz denn als Ort zu begreifen wäre – und als eine Rechtfertigung des Buches, als «a case for the book», um einen Ausdruck von Robert Darnton leicht zu variieren.³

Dies ist eine Biographie des Buches,⁴ aber Leben, Werk und Wissen sind in der Wissenschaft – und in den Geisteswissenschaften möglicherweise noch mehr als in den «anderen Kulturen» – eng miteinander verflochten. «Nur wer schreibt, der bleibt.»⁵ Im Sinne Max Webers hat die geisteswissenschaftliche Arbeit, erst recht in der Produktion eines großen Werkes, eines *Opus magnum*, etwas Existenzielles und wird diese Verbindung zum Lebensvollzug des Forschers oder der Forscherin, des Autors oder der Autorin vermutlich behalten. Denn Wissen und Werk, Forschung und ihre Repräsentation lassen sich in den Geisteswissenschaften kaum trennen. Geisteswissenschaftliche Erkenntnis ist insofern nicht nur mit dem Leben verbunden, sondern auch abhängig von der Form ihrer Repräsentation, bis hin zur konkreten Materialität der Darstellung: Drei dicke Bände, wo kommt das her? Schauen wir zu, wie sich das bei Thomas Nipperdeys *Deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert* verhielt.⁶

II. Die Fabrikation von Erkenntnis: Wissen und Werk in den Geisteswissenschaften

Wie entsteht Wissen? Wie wird neue Erkenntnis in den Wissenschaften produziert? In unserer Zeit der digitalen Revolution, in der sich nicht nur das Wissen explosionsartig vermehrt, sondern auch seine soziale Verfügbarkeit erweitert und seine Materialität verändert, drängen sich diese Fragen auf. Sie prägen die öffentlichen Debatten, sie bestimmen die Zeitdiagnose und die Selbstbeobachtung unserer Zivilisation im frühen 21. Jahrhundert. Um 1970 war die «Gesellschaft» der Schlüsselbegriff, um den sich alles drehte: die Strukturen der Klassengesellschaft, die gesellschaftliche Bedingtheit von individuellem Verhalten, das neue Schulfach Gesellschaftslehre. Heute ist «Wissen» das Codewort, um das sich die kulturelle Selbstreflexion dreht. In einigen Jahrzehnten werden Historikerinnen und Historiker zu erklären versuchen, woher die Obsession mit dem Wissen kam.

Dabei sind die Geistes- und Sozialwissenschaften selber, auch die Geschichtswissenschaft, alles andere als unberührt von diesen Fragen geblieben. Aus der älteren Wissenschaftsgeschichte, die vornehmlich als Organisationsgeschichte (etwa von Universitäten), als Disziplingeschichte oder als Geschichte großer Denkbewegungen, «Schulen» oder Paradigmen betrieben wurde – des deutschen Idealismus, des amerikanischen Pragmatismus, der Kritischen Theorie – ist eine Wissensgeschichte geworden. Sie wendet ihr Interesse auf ältere ebenso wie auf neue Gegenstände. Man fragt dann nicht mehr nach der medizinischen Versorgung auf dem Lande im 18. Jahrhundert, sondern nach den Formen und der Verbreitung (para-)medizinischen Wissens; nicht mehr nach der sozialen Struktur von Migrationsbewegungen, sondern nach den Wissenshorizonten von Migranten in ihrer alten und neuen Umgebung.

Der Begriff des Wissens wird bisweilen zu einer Art Universalkategorie aufgebläht, die in der wissenschaftlichen Kommunikation selber, aber auch in Teilen der öffentlichen Rede die früheren Schlüsselbegriffe Gesellschaft und Kultur abgelöst hat. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist die Frage nach dem Wissen, nach den Bedingungen seiner Produktion und Dissemination, seiner kulturellen Geltung und seiner Machtansprüche verständlicherweise

besonders spannend. Erstens spielen die Wissenschaften unter den Bedingungen moderner Gesellschaften, vor allem des Westens seit dem 19. Jahrhundert, eine ganz entscheidende Rolle in nahezu allen Lebensbereichen: für den Alltag, für die Organisation des Staates und seine Beobachtung der Gesellschaft, für Beobachtung und Steuerung der Wirtschaft.¹ In der jüngeren deutschen Geschichte haben Natur- und Humanwissenschaften dazu beigetragen, Wege in die Diktatur, ja in den Massenmord zu legitimieren; das ist einer der wichtigsten Schwerpunkte der neueren Forschung zum Nationalsozialismus geworden.² Er ist eingebettet in eine breitere, kritische Perspektive auf die Entwicklung moderner Gesellschaften seit der Frühen Neuzeit, die ohne das Werk von Michel Foucault seit den 1960er Jahren – längst vor der digitalen Revolution – nicht denkbar wäre. Dynamiken des Wissens und ihrer zunehmend wissenschaftsförmigen Organisation haben demnach die Verdichtung von Staatlichkeit, den Ausbau von Kontrollapparaten und von Macht über das Individuum vorangetrieben. In den epistemischen Ordnungen lesen wir Machtordnungen, und die Geschichte, die sich daraus in den letzten drei Jahrhunderten ergibt, folgt nicht mehr dem liberalen Narrativ der individuellen Emanzipation zur Freiheit.³

Es geht aber nicht nur um den Gegenstand, sondern auch um die Reflexion des eigenen Tuns: In der Perspektive des Wissens halten sich die Wissenschaften, zweitens, einen Spiegel vor, in dem sie erkunden, was es eigentlich heißt – oder in früheren Zeiten hieß –, Wissenschaft zu betreiben. Seit den 1970er Jahren wird diese Frage in grundlegender Weise neu gestellt. Entsteht Erkenntnis im Gehirn des Genies und durch den plötzlichen Einfall, das «Heureka» des Archimedes? Soziologen und Anthropologen haben vor allem den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozess neu vermessen und dabei die Prämissen der Individualität und der Plötzlichkeit über Bord geworfen. Sie haben sich, wie Karin Knorr-Cetina, Bruno Latour und Steve Woolgar, als forschende Beobachter in die Labore von Chemikern, Physikern und Biologen begeben und herausgefunden, dass die «Fabrikation von Erkenntnis» ein komplexer Prozess ist, der nicht im Kopf des brillanten Genies isoliert werden kann, sondern sich erst in sozialen und kulturellen Zusammenhängen konstituiert: «Im Labor präsentieren sich uns nicht Kognitionen, sondern verkörperte und sich verkörpernde soziale Interaktionen.»⁴

Tatsächlich ging es den Verfassern der *Laboratory Studies* darum, die Naturwissenschaften von dem Podest einer vermeintlichen Sonderstellung zu holen, bei der ihre Betreiber sich selber einbildeten, unabhängig von einem

konkreten historischen oder situativen Kontext «Entdeckungen» zu machen, die nur darauf warteten, aus ihrem objektiven Vorhandensein in der Natur ans Tageslicht der Menschenerkenntnis befördert zu werden. «Wenn die Welt der Natur wie die Welt der Gesellschaft *sozialer* Abstammung ist, wenn naturwissenschaftliche Objekte ähnlich gesellschaftlichen Objekten als sozial konstituiert werden müssen», so Karin Knorr-Cetina, dann verliere die Dichotomie von Naturwissenschaften einerseits, Human- und Sozialwissenschaften andererseits ihren Sinn.⁵ Die Kritik einer vermeintlich ahistorischen Objektivität, die Historisierung und Kulturalisierung von Epistemologien ebenso wie von empirischen Formen der Erkenntnisgewinnung und das Bemühen um eine Einebnung der Differenz zwischen Labor und Hermeneutik prägten seitdem, sehr einflussreich etwa in den Arbeiten von Lorraine Daston und Hans-Jörg Rheinberger, die Wissenschaftsgeschichte.⁶

Doch hat sich diese «neue» Wissenschaftsgeschichte, trotz oder gerade wegen ihres Impulses gegen einen epistemologischen und sozialkulturellen Sonderstatus der (experimentellen) Naturwissenschaften, für die konkrete Praxis der geisteswissenschaftlichen «Fabrikation von Erkenntnis» oft nur am Rande interessiert.⁷ In ihrem Kern ist sie *History of Science* im englischen Sinne des Wortes geblieben: der Naturwissenschaften, nicht der Geistes- und Kulturwissenschaften, wobei die empirischen Sozialwissenschaften möglicherweise einen dritten Platz, eine Zwischenstellung einnehmen.⁸ Das Bild vom Forschungsprozess und überhaupt von der «gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit»⁹ in den Humanwissenschaften wurde mehr vorausgesetzt als empirisch überprüft. Kaum gab es den Gang in die «Labore» der Geisteswissenschaftler, seien es Archive, Bibliotheken oder der heimische Schreibtisch; kaum die ethnologische Begleitung eines Lehrstuhlteams; kaum die Rekonstruktion von Produktionsprozessen zwischen Notizzetteln und veröffentlichtem Text – und wenn doch, dann endete ein solcher Blick in der Gelehrtenwelt der Frühen Neuzeit, allenfalls des 19. Jahrhunderts.

An diesem Defizit haben beide Seiten ihren Anteil. Die Wissenschafts- und Wissensgeschichte legte sich primär auf die Naturwissenschaften als Forschungsfeld fest,¹⁰ während das Interesse an Fragen der eigenen Disziplinengeschichte in den Geisteswissenschaften häufig anders orientiert blieb: etwa disziplinär statt epistemologisch; oder gegenstandsbezogen und vom Genre her oft biographisch wie in der kritischen Aufarbeitung der Geistes- und Sozialwissenschaften im Nationalsozialismus.¹¹ Möglicherweise galten die Geisteswissenschaften, obwohl sie der Fluchtpunkt des neuen Konstruktivismus

im Blick auf die Naturwissenschaften waren, als nicht wissenschaftlich bzw. nicht «szientifisch» genug für die empirische Forschung. Was sollte man der teilnehmenden Beobachtung einer Historikerin im Archiv oder eines Romanisten am Schreibtisch schon entnehmen können, zumal der Wissenschaftsanspruch der Geisteswissenschaften, zum Beispiel wegen ihrer öffentlichen Orientierungsfunktion, immer wieder bestritten wird?¹²

In Anknüpfung an die *Laboratory Studies* hat die Philosophin Hélène Mialet vor einigen Jahren eine faszinierende Studie über den Physiker Stephen Hawking vorgelegt, «the mythical figure of the lone genius».¹³ Minutiös rekonstruiert Mialet das soziale Netzwerk der persönlichen Assistenten, der Mitarbeiter und der Studenten des seit Jahrzehnten gelähmten und stimmlosen Cambridger Forschers, der sich fast nur noch über maschinelle Hilfsmittel wie Sprachcomputer verständigen kann. Sie vermisst das Verhältnis zwischen Körper und Maschine, zwischen Subjekt und Sozialität und löst damit das immer noch weit verbreitete Bild des von Menschen und Materialitäten weitgehend unabhängigen Genies und Produzenten von Erkenntnis auf. Der Stephen Hawking der *Scientific Community*, erst recht die Kultfigur der Öffentlichkeit, entsteht nur mit der maschinellen und sozialen Erweiterung seines Körpers¹⁴ und als Firma, als Betrieb, als Marke, eben als «Hawking Incorporated». Die wissenschaftliche Praxis Hawkings erscheint zugleich weniger als Erfindung von Neuem; eher als eine «Umverteilung von Wissen».¹⁵

Das ist gewiss, wie auch Mialet weiß, ein «extremer Fall».¹⁶ Aber die Perspektive lässt sich auf die Geistes- und Sozialwissenschaften übertragen. Wissenschaftliche Arbeit ist nicht körperlos – Jürgen Habermas hat einmal gesagt, er «spüre Probleme, mit denen ich mich gerade beschäftige, nahezu physisch».¹⁷ Thomas Nipperdey erfuhr die Körperlichkeit seiner Existenz mit der schweren Krankheit, der er schließlich erlag und die mindestens in die Bedingungen des Schreibens seiner Deutschen Geschichte hineinwirkte. Auch er benötigte zunehmend die soziale Erweiterung des forschenden und schreibenden Selbst und legte doch größten Wert darauf, seine Subjektivität ebenso wie seinen Anspruch auf Herrschaft über das Wissen und den entstehenden Text zu behaupten.¹⁸ Jedenfalls erscheint es spannend und aussichtsreich, die seit den frühen *Laboratory Studies* gestellten Fragen an die soziale und kulturelle Konstruktion der «Fabrikation von Erkenntnis», einschließlich ihrer Voraussetzungen und ihrer Folgen in der Weiterverbreitung des erzeugten Wissens, mehr als bisher auch auf die Geisteswissenschaften zu übertragen. Das ist ein zentraler Impuls dieses Buches.

Ob dabei, in einer vergleichenden Perspektive, die Gemeinsamkeiten mit den Naturwissenschaften hervortreten oder Unterschiede schärfer akzentuiert werden, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Aber dass die Produktion und Dissemination von Erkenntnis in den Geisteswissenschaften, hier beispielhaft in der Geschichtswissenschaft, teilweise anderen Regeln folgt als in einem physikalischen Großlabor, liegt auf der Hand. Das lässt sich in verschiedenen Faktoren auffächern. In der *Fabrikation* des Wissens liegt der Akzent möglicherweise noch stärker auf der reproduzierenden Zirkulation, erst recht dann, wenn es sich bei dem Forschungsprojekt selber um eine Zusammenschau der Forschung handelt wie in einer synthetischen Gesamtdarstellung einer Epoche oder Nationalgeschichte. Das Wissen wird fortgeschrieben, umgeschrieben, in Iterationen bewegt.¹⁹ So werden, wie Anna Karla an der Memoirenliteratur der Französischen Revolution gezeigt hat, historische Ereignisse überhaupt erst konstituiert, und in vieler Hinsicht setzt die spätere Forschung und Historiographie diesen Prozess fort.²⁰ Auch deshalb würde niemand von der Deutschen Geschichte Thomas Nipperdeys erwartet haben, dort überwiegend Dinge zu lesen, die zuvor vollkommen unbekannt waren: Das hätte die Erwartung an das Genre, aber auch an die Anschlussfähigkeit vorhandenen Wissens gerade nicht erfüllt. – Das Aufschreiben, die Darstellung, die Publikation und Proliferation von Erkenntnis hatte auch Karin Knorr-Cetinas Pionierstudie schon im Blick. In den Geisteswissenschaften kommt der *Darstellung* jedoch vermutlich ein größerer Stellenwert insofern zu, als sich ihr Wissen häufig überhaupt erst im Aufschreiben konstituiert: in der Erörterung systematischer Problemstellungen oder in der Erzählung einer Geschichte. Manche Produktionsbedingungen eines wissenschaftlichen Werkes nähern sich damit denen eines literarischen Werkes an. Ebenso gilt das für die sprachliche Gestaltung, an die in den Geisteswissenschaften in der Regel höhere Ansprüche gestellt werden, die dem sprachlich vermittelten Wissen jedoch nicht rein äußerlich sein sollen.

Weiter unterscheiden sich die *Materialitäten* der Wissensproduktion erheblich. Technische Einrichtungen, insbesondere zur Durchführung von Experimenten, wird man im geisteswissenschaftlichen Labor kaum finden. In der Kunstgeschichte ebenso wie in den Archäologien spielt die Evidenz historischer Materialität eine entscheidende Rolle. Im Vordergrund aber steht die verbale und textliche Generierung und Prozessierung des Wissens, und historisch heißt das überwiegend: die Materialität des Papiers, auf das die Quellen geschrieben sind, auf das wissenschaftliche Referenzarbeiten gedruckt

sind und auf dem die eigene Arbeit festgehalten wird. Solchen Materialitäten der Wissensproduktion und Wissensspeicherung hat die Wissensgeschichte jüngst große Aufmerksamkeit geschenkt: Archiven und Bibliotheken, Zeitungsausschnitten, Notizsammlungen und Zettelkästen.²¹ Auch das Manuskript entwickelt – historisch gesehen zunächst handschriftlich, dann immer stärker maschinell überformt und später ersetzt – eine eigene materiale Qualität, die wiederum der epistemischen Ordnung der Dinge nicht bloß äußerlich ist.²²

Schließlich ist auf der Suche nach möglichen Unterschieden zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften das *soziale Netzwerk* zu nennen, also Reichweite und Formen der sozialen Koproduktion von Wissen. In der Ausweitung projekt- oder sogar betriebsförmiger Forschung und ihren besonderen Finanzierungsformen – Graduiertenschulen, Sonderforschungsbereiche, Exzellenzcluster – hat sich in Deutschland stärker und früher als anderswo, zumal in den USA, eine Annäherung der Geisteswissenschaften an die naturwissenschaftliche Forschungsorganisation entwickelt. Aber die Differenzen bleiben groß, wenn man auf die konkrete Praxis der Forschung blickt, in der die Doktorandin selbst in einem Forschungsverbund prinzipiell autonom und individuell ihr Thema bearbeitet; oder auf die Verfasserschaft wissenschaftlicher Aufsätze. Nicht nur in der (geringeren) Breite, sondern auch in der (größeren) Tiefe lassen sich Eigenheiten der Geisteswissenschaften vermuten und am Beispiel des Historikers Thomas Nipperdey im Folgenden illustrieren. Forschung zielt über Erkenntnisse, die im Labor – oder eben im Archiv – gewonnen werden, hinaus; sie realisiert sich stärker in der Darstellung ebenso wie in besonderen Merkmalen des Publikationsprozesses: weniger beim Zeitschriftenaufsatz, der wie in den Naturwissenschaften einem anonymen *Peer Review*-Verfahren folgt, jedoch markant beim Buch, vor allem bei einem größeren Werk, wo das soziale Netzwerk des Verlages schon im Entstehungsprozess eine wichtige Rolle spielt, auch im Falle von Nipperdeys *Deutscher Geschichte*: das Lektorat natürlich und der Verleger, aber auch die Herstellung oder das Marketing.

Beinahe alle Dimensionen der Fabrikation von Erkenntnis haben sich im Zeichen der digitalen Revolution, mit dem Verlassen der Gutenberg-Galaxis,²³ verändert; in den Geisteswissenschaften kaum weniger als in den *Sciences*. Historisch spiegelt sich das in einem verstärkten Interesse an vor-modernen Wissenskulturen wider, an der Erzeugung und Verbreitung von Wissen in der Frühen Neuzeit und sogar in der Zeit vor dem Buchdruck.²⁴

Mit dem Blick auf das 20. Jahrhundert fällt es bisher schwerer, sich Fragen nach der kulturellen und sozialen Praxis der Geisteswissenschaft zu stellen – zum Teil, wie schon angedeutet, weil sich andere Perspektiven in den Vordergrund schieben, die im weiteren Sinne mit der politischen Deutung der jüngsten Geschichte in Verbindung stehen. Thomas Nipperdeys Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts hat zweifellos in einem solchen Koordinatensystem ihren Platz, im Streit um den Nationalsozialismus, um die Traditionen von Staat und Obrigkeit in Deutschland oder um die Leistungen des Bürgertums. Hier jedoch stehen andere Fragen im Zentrum, bei denen das Werk des Münchner Historikers eher den Übergang von kulturellen Stilen und sozialen Praktiken der Geisteswissenschaft am Ende des 20. Jahrhunderts indiziert: den Versuch, traditionelle Gelehrtenwelt angesichts vielfältiger Herausforderungen noch einmal zu behaupten; den Versuch, noch einmal Wissen im Sinne der Aufklärung zu akkumulieren; den Versuch, an einer Gutenberg-Welle der Renaissance des großen gedruckten Buches teilzuhaben.

Die sozialen Netzwerke und kulturellen Kontexte solcher Wissensproduktion kann man auch als verschiedene Dimensionen einer Aushandlung knapper Ressourcen verstehen. Insofern geht es um die Ökonomien der Produktion und Kommunikation von Wissen in den Geisteswissenschaften. Die Ökonomie des Geldes, die kommerzielle Verwertung von Erkenntnis hat Robert Darnton für das Publikationsprojekt der Aufklärung schlechthin, die «Encyclopédie» Diderots und D'Alemberts im späten 18. Jahrhundert, brillant durchleuchtet.²⁵ Für die jüngere Geschichte des wissenschaftlichen Publizierens wissen wir darüber weniger,²⁶ obwohl die Frage angesichts eines grundlegenden Wandels der Geschäftsmodelle in Zeiten des *Open Access* erhebliche Brisanz gewinnt. Der Marktwert des in publikationsfähige Texte geronnenen Wissens verknüpfte sich bereits frühzeitig mit dem Projekt Thomas Nipperdeys, und immer wieder mussten mögliche materielle Vorteile gegen Gewinne auf anderen Feldern abgewogen werden. Denn die materielle Ökonomie von Werk und Wissen ist nicht unabhängig von der Reputationsökonomie oder dem, was Georg Franck die «Ökonomie der Aufmerksamkeit» genannt hat.²⁷

Wenn es ein Einkommen gibt, das die Berufswahl des Wissenschaftlers motiviert, dann ist es das an Aufmerksamkeit. Es gehört sogar zur Berufslehre des Forschers, dass ihm Reputation wichtiger ist als Geld. Reputation ist das konsolidierte Einkommen an kollegialer Aufmerksamkeit.

Welches «Einkommen» dem Wissenschaftler (oder auch der Romanautorin, dem bildenden Künstler) jeweils am wichtigsten ist, ist jedoch eine nur empirisch zu beantwortende Frage. Präferenzen können sich verschieben, wenn sich neue Chancen bieten – nicht nur von fachlicher Reputation zu Einkommen, sondern auch in einer Ökonomie der Aufmerksamkeit, wenn solche nicht nur kollegial, das heißt innerhalb des akademischen Subsystems, sondern in einer breiteren Öffentlichkeit oder gar im politischen Raum erzielt werden kann. In mancher Hinsicht sind Begriffe wie Reputation und erst recht Aufmerksamkeit zu schwach, um zu kennzeichnen, worum es (auch) geht: nicht bloß um Ehre oder Beachtung nämlich, sondern um epistemische Geltungsansprüche, die sich in die Währung sozialer Geltungsansprüche konvertieren lassen, in «Autorität» im Fach und darüber hinaus. Wissen übersetzt sich, wie schon Francis Bacon wusste, in Macht.

Den dritten Pol in diesem Kräftefeld der knappen Ressourcen bildet die Zeit. Ihr ist bisher wohl am wenigsten Aufmerksamkeit gewidmet worden. Über die Zeitökonomien von Schriftstellern und Künstlern, erst recht von Managern, weiß man mehr als über die von Wissenschaftlern. Wissenschaft vollzieht sich noch immer in erheblicher Zeitaufonomie, in ungemessener Zeit, auch wenn diese Ordnung an vielen Stellen brüchig geworden ist: durch die Befristung von Arbeitsverhältnissen ebenso wie die Befristung von Projekten, für die man schon bei Antragstellung nicht nur angeben soll, wann sie abgeschlossen sein werden, sondern häufig einen monats- oder wochen-genauen Zeitplan der Bearbeitung vorlegen muss. Die Perspektive einer gesamten Lebenszeit des Forschens oder Schreibens tritt demgegenüber in den Hintergrund. Die selbstbewusste Reflexion darauf, wie sie der Soziologe Niklas Luhmann mehrfach kundtat, wird zur auffälligen Anekdote.

Ab 1952 oder 1953 begann ich mit meinem Zettelkasten, weil mir klar wurde, dass ich für ein Leben planen müsse und nicht für ein Buch. (Frage: Mit 25 war Ihnen klar, dass Sie für ein Leben planen müssten?) Ja, ich wollte Wissen sammeln und Kombinationsmöglichkeiten erschließen.²⁸

In einer großartigen, zu wenig beachteten Studie hat Rolf Engelsing vor mehr als vierzig Jahren die Entwicklung von «Arbeit, Zeit und Werk im literarischen Beruf» seit der Frühen Neuzeit verfolgt und dabei auch das akademische Feld aufgeschlüsselt: den Zeitaufwand für die Lehrtätigkeit von Professoren, für Nebentätigkeiten wie Gutachten und Gremien, aber vor allem die

Zeit des Schreibens.²⁹ Angesichts der Verpflichtungen in Lehre und Administration und der allgemeinen «Vordringlichkeit des Befristeten»³⁰ treten die Aufgaben in der Forschung zurück; Forschungszeit und Schreibzeit muss der Arbeits-, Alltags- und Lebenszeit mühsam abgerungen werden. Auf vier verschiedenen Ebenen lässt sich das am Beispiel Thomas Nipperdeys nachvollziehen: erstens in der Gestaltung des Arbeitstages, zweitens im Wechsel von Vorlesungszeit und Semesterferien, drittens in der Suche nach längeren und zusätzlichen zeitlichen Freiräumen durch Forschungsstipendien und Gastaufenthalte im Ausland – was übrigens auf eine «Ökonomie des Ortes» der wissenschaftlichen Arbeit verweist, die derjenigen der Zeit an die Seite gestellt werden kann. Viertens ist die Perspektive der knappen Lebenszeit schon im Entschluss, ein größeres Buch zu schreiben, greifbar und gewinnt mit der tödlichen Krankheit den Vorrang vor allen anderen Zeithorizonten.

Diese Dimensionen der Werk- und Wissensökonomie durchdringen prinzipiell alle Formen der (geistes-) wissenschaftlichen Arbeit, auch die kleineren Genres wie das Schreiben einer Rezension oder eines ganz kurzen Aufsatzes, einer «Miszelle». Reputationsgewinn und Geldeinkommen halten sich dabei freilich ebenso in engen Grenzen wie der Zeitaufwand in Relation zur wissenschaftlichen Karriere, oder gar zur gesamten Lebenszeit. Die größte Investition, aber auch den größten Ertrag verspricht ein großes und langfristig angelegtes Forschungsprojekt, das in der Kultur der Geisteswissenschaften traditionell auf das Schreiben eines großen, eines bedeutenden Buches zielt: eines Werkes, das eine sichtbare und nachhaltige Spur nicht nur im eigenen Fach hinterlässt, sondern im Idealfall darüber hinaus strahlt – und zugleich eine Spur des Lebens markiert. Das große Buch, das Opus magnum wird zum «Lebenswerk», nicht als Summe des gesamten Schaffens eines Gelehrten, sondern als eine herausgehobene Einzelleistung, in der sich forschersiche und schöpferische, epistemische und literarische Kraft in besonderer Weise verbinden und sinnhaft auf die Lebensführung, vielleicht gar den Lebenssinn des Autors beziehen lassen.

Was macht ein solches Opus magnum aus, wie wird ein Buch zu einem «großen» Buch, gar zu einem Lebenswerk? Weil das in den folgenden Kapiteln am Beispiel der Deutschen Geschichte Thomas Nipperdeys so genau wie möglich rekonstruiert werden soll, wäre eine vorab fixierte Definition wenig hilfreich. Das Opus magnum ist, davon wird jedenfalls ausgegangen, nicht nur eine kognitive Leistung und epistemische Konstruktion, sondern ganz wesentlich ein sozial und kulturell geformtes Produkt, und darüber hinaus

ein materiales Artefakt mit wiederum vielfältiger Chiffrierung, von der Umschlaggestaltung bis zur Haptik des Papiers. So viel kann aber doch gesagt werden: Quantität spielt eine Rolle; es handelt sich in aller Regel um ein umfangreiches Werk. Eine noch so lange und intensiv der Arbeit und dem Leben abgerungene Schrift von zweihundert Seiten wird kaum als *Opus magnum* oder Lebenswerk gelten. Es ist kein allzu spezielles Werk, keine Spezialmonographie, sondern eine Arbeit, die über weitere Gebiete des Faches auszugreifen beansprucht, die ein breiteres Wissen ebenso voraussetzt wie konsolidiert und wiederum nach außen vermittelt. Nicht unbedingt handelt es sich um eine Gesamtdarstellung eines größeren Themas, etwa einer Epoche oder einer Kultur. Aber oft – fachlich zumal in der Geschichtswissenschaft, und nationalkulturell besonders in Deutschland – ist dieses Genre der Fluchtpunkt; mindestens eine gewisse Syntheseleistung gehört dazu.

Das große Werk soll aber nicht nur Wissen zusammentragen, sondern zugleich einen möglichst breiten Deutungsanspruch erheben: wiederum zunächst fachlich, dann auch darüber hinaus für eine breitere Öffentlichkeit, mit Ausstrahlung in gesellschaftliche Debatten; möglicherweise gar mit politischer Wirksamkeit. Ferner erhebt es in der Tradition geisteswissenschaftlicher Arbeit einen darstellerischen, einen literarischen Anspruch, was eine ganz erhebliche Differenz zur szientifischen Kultur der Natur-, aber zunehmend auch der Sozialwissenschaften bildet. Bezogen nicht nur auf die Karriere, sondern auf das Leben des Autors ist es in der Regel ein Produkt fortgeschrittener Jahre. Einer noch so brillanten oder umfangreichen Dissertation, selbst einer Habilitationsschrift, wird dieses Prädikat nur selten zugemessen. Es ist, mit einer häufig verwendeten Chiffre, ein «reifes» Werk, aber nicht unbedingt ein «Alterswerk» – ein Begriff, der anders und teilweise leicht pejorativ konnotiert ist.

Karriere und Leben des Autors, oder auch der Autorin? Schon zuvor wurde die männliche Form ganz bewusst gewählt, nicht nur aus historischen Gründen, also weil die *Community* der Geisteswissenschaften bis vor wenigen Jahrzehnten, bis in die Zeit Thomas Nipperdeys hinein, mit wenigen Ausnahmen eine Männergemeinschaft war und sich an kulturellen Regeln der Männlichkeit orientierte.³¹ Es scheint auch so, als sei das *Opus magnum*, insbesondere in der Form einer synthetischen Gesamtdarstellung, in der Geschichtswissenschaft etwa einer umfassenden Nationalgeschichte, ein männliches Genre: eines, das auf Wissenschaftlerinnen weniger magische Anziehungskraft ausübt als auf viele ihrer männlichen Kollegen. Man könnte

geradezu von einem kulturellen Gestus der Männlichkeit sprechen, der sich in einem solchen Werk äußert. Man schreibt ein «Monstrum»,³² man setzt eine Geste der Dominanz. Bis in das späte 20. Jahrhundert hinein stützte sich der praktische Lebensvollzug, der diese epistemische und soziale Geste möglich machte, zudem auf ein patriarchalisch organisiertes Privatleben. Dieser Nexus löst sich weithin auf.

So handelt dieses Buch auch von späten Blütezeiten einer deutschen Gelehrtenkultur, die keineswegs nur im 19. Jahrhundert oder in der Zeit vor dem brutalen Zugriff des Nationalsozialismus ihre Höhepunkte hatte.³³ Die Frage nach Werk und Wissen verknüpft sich im Blick auf das Opus magnum, auf das Werk des eigenen Lebens, unauflöslich mit der Lebensgeschichte, mit dem Leben und dem Sterben des deutschen Historikers und Bildungsbürgers Thomas Nipperdey. Auch ohne die theoretisch und systematisch geleiteten Interessen der neuen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte führt das auf eine spannende Entdeckungsreise.

III. Das Leben davor: Bürgerliche Jugend, Karriere, Politik

Thomas Nipperdey wuchs in behüteten bildungsbürgerlichen Verhältnissen in Köln auf, als drittes von fünf Kindern eines Juraprofessors. An besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche akademische Karriere – vorzugsweise auf dem geisteswissenschaftlichen, philosophischen und ästhetischen Feld, das seine Erziehung und Jugend prägte – fehlte es nicht. Aber ein besonderer Ruhm durch ein großes Buch, ein umfassendes und über die Fachgrenzen hinaus bekanntes Werk zeichnete sich für den zwanzigjährigen Studenten oder den dreißigjährigen Habilitanden nicht ab, nicht einmal für den Vierzigjährigen, der 1967 auf seine zweite Professur an die Freie Universität Berlin wechselte. Die enge Verflechtung von Leben und Werk stellte sich erst später ein; der Abschluss des Buches und das Lebensende im gleichen Sommer 1992 spiegelten keine früh angelegte Symbiose von beidem.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat in einem einflussreich gewordenen kleinen Beitrag vor der «biographischen Illusion» gewarnt: vor dem falschen Bild des Zwangsläufigen und Zielgerichteten, das im biographischen Schreiben häufig entworfen wird.¹ Wer im autobiographischen Erzählen auf sein eigenes Leben zurückblickt, wird den Brüchen und Zufällen oft weniger Aufmerksamkeit schenken als einer vermeintlichen Stringenz. Zumal bei erfolgreichen Karrieren, die einem Höhepunkt öffentlicher Anerkennung erst nach der Lebensmitte zustreben, wie das in den Geisteswissenschaften in der Regel der Fall ist, erscheint die nächste Stufe gerne als logische Folge der vorausgegangenen. Auch Biographen, die sich der Rekonstruktion des Lebens eines Anderen widmen, erliegen derselben Illusion. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Ein erster liegt in der Rechtfertigung eines erfolgreichen Lebens, das sich in seiner inneren Konsistenz und Folgerichtigkeit erweisen soll. Ein zweiter Grund ist narratologisch: Das Erzählen einer Geschichte, auch einer Lebensgeschichte, drängt auf das Muster des Forterzählens, auf den Entwicklungsroman, der Schritt für Schritt auf die spätere Erfüllung dessen, was schon früh angelegt war, drängt. Und schließlich ist, drittens, zumal für die Geschichtswissenschaft die Frage nach den Ursachen und Vorbedingungen methodisch völlig legitim, ja unverzichtbar und konstati-

tativ. Man darf nur nicht der Illusion verfallen, das spätere Ereignis sei durch die Vorgeschichte determiniert. Dass es viele Vorgeschichten von etwas gibt und alles auch anders hätte kommen können, gehörte zum Credo des Historikers Thomas Nipperdey bei seinem Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert in Deutschland, besonders die Geschichte des Nationalsozialismus.

Ein großes wissenschaftliches Werk hat eine Vorgeschichte, und häufig auch – was etwas anderes ist – einen Planungshorizont im Lebensentwurf der Autorin oder des Autors. Man nimmt sich etwas vor und realisiert es dann, häufig über einen Zeitraum von vielen Jahren oder Jahrzehnten. Dass die Absicht dazu explizit kundgetan wird und, wie Historiker sagen würden, durch die Quellen belegt ist, bleibt wohl die Ausnahme. Aber zu diesen Ausnahmen gehörten, im engeren Umfeld Thomas Nipperdeys und innerhalb seiner eigenen Generation, so bedeutende Gelehrte und charakteristische Werke wie Hans-Ulrich Wehler mit seiner «Deutschen Gesellschaftsgeschichte» – 1973 angekündigt, 2008 abgeschlossen – und Niklas Luhmann mit seiner Systemtheorie – «Laufzeit: 30 Jahre, Kosten: keine», wie er kurz nach seiner Berufung an die Universität Bielefeld im Jahre 1968 festhielt, nicht ahnend, dass sein Tod genau dreißig Jahre später diese Prognose erfüllen würde und nicht das Erscheinen eines letzten Bandes.² Wenn das große Werk zuvor nicht angekündigt wurde, mag man seine langjährige Entwicklung und Vorbereitung dennoch im Nachhinein markieren, indem frühere wissenschaftliche Arbeiten als «Vorstudien» oder «Prolegomena» zu diesem herausgebracht werden.³ Freilich gibt es auch den umgekehrten Fall: Ein Aufsatz oder ein kurzes Buch wird als Vorüberlegungen oder Vorstudien publiziert und kündigt damit, mindestens implizit, eine umfassendere Darstellung an, die dann jedoch nicht realisiert wird.⁴ Zur Archäologie des wissenschaftlichen Werkes ebenso wie zur Brechung der «biographischen Illusion» gehört es deshalb, auch diejenigen Spuren zu registrieren, die sich wieder verlieren, und diejenigen Werke im Auge zu behalten, die nie geschrieben oder nie vollendet wurden.⁵

Thomas Nipperdey schloss seine dreibändige Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts ab, aber sie war als solche, als ein mehrbändiges Werk, nicht von vornherein geplant. Die direkte Vorgeschichte des ersten, 1983 erschienenen Bandes, reicht nur bis etwa 1976 zurück. Der Gefahr, das «Leben *vor* dem Werk» als ein «Leben *zum* Werk» zu stilisieren, wird man hier also kaum erliegen können. Dennoch ist die Frage nach der Vorgeschichte des Lebens wie des Werkes in vieler Hinsicht sinnvoll. Der Autor steht in einem historischen

Kontext, dem er nicht ausweichen kann und der das Leben und Denken, das Schreiben oder auch das Nicht-Schreiben von Büchern maßgeblich prägt. 1927 in Deutschland geboren, das bedeutete, sofern man nicht von den Nazis als Jude verfeimt und verfolgt wurde: Kindheit im «Dritten Reich», Hitlerjugend; die Jungen wurden, wie Thomas Nipperdey Anfang 1943 im Alter von fünfzehn Jahren, Luftwaffenhelfer bei der Flak.⁶ Das hat – teils in der Selbsterfahrung, teils in der nachträglichen Stilisierung – einer ganzen Generation den Namen gegeben: Die «Flakhelfer-Generation», das waren diejenigen der Jahrgänge zwischen 1927 und 1932, die als Jugendliche nationalsozialistisch geprägt wurden, auch wenn sie dem (wie Thomas Nipperdey) widerstrebten; die am Krieg teilnahmen, aber kaum noch als Soldaten eingezogen wurden wie der im März 1926 geborene Schriftsteller Siegfried Lenz, der nach Notabitur zur Kriegsmarine eingezogen wurde.

Geboren 1927, das hieß für die jungen Männer in Deutschland auch, im Frühjahr 1945 rasch die Chance zum Neuanfang zu haben – schon den äußeren Umständen nach, ohne eine mögliche jahrelange Kriegsgefangenschaft. Aber der Jahrgang 1927 stand auf Messers Schneide. Thomas Nipperdey diente seit Februar 1943 als Luftwaffenhelfer bei der Flak; vom Herbst 1944 bis zum Frühjahr 1945 leistete er Arbeitsdienst. Der Einberufung entkam er mit Glück, weil er nach der Entlassung aus dem Arbeitsdienst von Köln, wo das elterliche Haus zerstört war, nach Jena ging. Dann waren der Krieg und das NS-Regime zu Ende. Die verlorene Schulzeit holte er in einem halbjährigen Sonderkurs nach und bestand im Juni 1943 die Abiturprüfung.⁷ Die Chance zur Umorientierung, in den Westzonen auf die entstehende Demokratie der Bundesrepublik hin, hat eine andere Generationsbezeichnung geprägt: Thomas Nipperdey gehörte zu den Fünfundvierzigern und damit zu einer Jahrgangsgruppe, die Wissenschaft, Kunst und Politik in Westdeutschland seit den 1960er Jahren für einen langen Zeitraum entscheidend prägen konnte.⁸ Ihre nationalsozialistische Kontaminierung reichte meist nicht sehr tief; «die Gnade der späten Geburt» hieß das später bei Günter Gaus und Helmut Kohl. Viele von ihnen bekannten sich emphatisch zur westlichen liberalen Ordnung, die vor allem die Amerikaner in die Bundesrepublik brachten. Sie distanzieren sich, zumal in den Geistes- und Sozialwissenschaften, von Idealismus und antidemokratischem Denken, die das deutsche Bildungsbürgertum seit dem 19. Jahrhundert kultiviert hatte – aber auch, und das im Falle Thomas Nipperdeys besonders dezidiert, vom radikalen Gestus und revolutionären Anspruch der gar nicht so viel jüngeren Achtundsechziger, die die liberal-